Moïra Fowley-Doyle

DER ZAUBER DER VERLORENEN DINGE

Moïra Fowley-Doyle

Der Zauber der verlorenen Dinge

Aus dem Englischen
von Karen Gerwig

cbj

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich

Quellennachweis:
S. (28 f): Auszüge aus »Das geraubte Kind« in der Übersetzung von Mirko Bonné, in: William Butler Yeats, »Die Gedichte«, Luchterhand Literaturverlag, München 2005, S. 23 ff.
S. (45): Auszüge aus »Die letzte Rose« in der Übersetzung von Oskar Falke, in: Thomas Moore, »Irische Melodien«, Philipp Reclam jun., Leipzig 1875, S. 24 f.
S. (88): aus Samuel Taylor Coleridge, »Die Ballade vom alten Seemann«, in der Übersetzung von Edgar Mertner, in: S. T. Coleridge, »Gedichte englisch und deutsch«, Philipp Reclam jun., Stuttgart 1973, S. 59.
S. (122): aus Jack Kerouac, »On the Road. Die Urfassung«, übersetzt von Ulrich Blumenbach, Rowohlt, Reinbek 2010, S. 115.
S. (178): aus Elizabeth Bishop, »Eine Kunst«, übersetzt von Giovanni und Ditte Bandini, in: Seamus Heaney, »Verteidigung der Poesie«, Hanser, München 1996, S. 25
S. (240): aus J. R. R. Tolkien, »Der Herr der Ringe«, Band 1 (»Erster Teil: Die Gefährten«), übersetzt von Margaret Carroux, Klett-Cotta, Stuttgart 1977, S. 212.
S. (336): aus Christina Rossetti, »Ein Ende«, übertragen von Wolfgang Breitwieser, in: Christina Georgina Rossetti, »Ausgewählte Gedichte«, L. Schneider, Heidelberg 1960, S. 176.

FSC www.fsc.org MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C014496

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2019
© Moïra Fowley-Doyle, 2017
Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Spellbook of the lost and found«
bei Random House Children's Publishers UK
in der Verlagsgruppe Penguin Random House.
© 2019 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Aus dem Englischen von Karen Gerwig
Umschlaggestaltung: Carolin Liepins, München, unter Verwendung von Motiven von © Shutterstock (WAYHOME studio, Eduard Muzhevskyi, Boiarkina Marina)
kk · Herstellung: AJ
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-17522-4
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Alan

Prolog

In dieser Nacht verlor jeder etwas.

Nicht alle bemerkten es.

Es war Samstagnacht zu Beginn des Sommers, und in der Luft lag der Geruch nach warmem Holz und brennendem Gummi, nach Alkohol und Erbrochenem, nach Schweiß und Tränen. Mitten auf dem Feld brannte ein Feuer und wärmte uns, genau wie die geklauten Biere, die Alkopops, mit den Ausweisen älterer Geschwister gekauft, der Wodka, heimlich aus den Barschränken von Eltern und Stiefeltern genommen. Von irgendwo hörte man einen eigenartigen Laut, den manche vielleicht für einen heulenden Hund hielten, aber die meisten entschieden, dass sie es sich wahrscheinlich nur eingebildet hatten.

Manche tranken weiter, hielten es für eine ganz normale Nacht auf einem Feld am Stadtrand, in der Nähe dieser unsichtbaren Grenze, wo die Vororte ins Umland übergingen.

Manche bemerkten es, ohne richtig zu verstehen, was sie verloren hatten. Manche küssten sich mit Kuchen auf den Lippen; Regenbogenglasur schmolz zwischen Zungen und bildete neue Farben. Manche nahmen ihre Schulbücher und warfen sie ins Feuer, ohne sich darum zu kümmern, dass es noch zwei Wochen bis zu den Sommerprüfungen waren.

Manche drehten sich um und gingen wieder nach Hause.

Manche vergaßen Dinge, die sie immer gewusst hatten. Andere strauchelten, nur kurz, ohne zu ahnen, dass sie mehr als nur eben den Halt verloren hatten.

Manche blieben noch, nervös, wussten nicht recht, ob sie näher ans Feuer rücken wollten oder ihre Eltern anrufen, damit sie sie abholen kamen. Manche legten sich kleine Pillen auf die Zungen und schluckten sie mit Softdrinks, die Bläschen kitzelten sie auf dem Weg nach unten im Hals. Manche verschluckten sich an Zigarettenrauch, obwohl sie schon seit Jahren rauchten. Manche fassten mit zitternden Fingern den Reißverschluss von jemand anderem, schoben eine Jeans herunter oder einen Rock hinauf. Andere schauten aus der Dunkelheit zu.

Als das Feuer zu glühender Asche und einem Häufchen verkohltem Holz heruntergebrannt war, als alle in ihren eigenen Betten tief träumten oder ihre Eltern mit weinfleckigen Zähnen anlogen oder sich im Badezimmer ihrer besten Freunde übergaben oder die Party im Haus von jemand anderem fortsetzten, bis auf die, die eingeschlafen waren, wo sie saßen, war nichts mehr auf dem Feld außer den Dingen, die wir verloren hatten.

Olive

Sonntag, 7. Mai

Verloren: silberne, sternförmige Haarspange;
Jacke (hellgrün, Riss in einem Ärmel); flacher, silberner Schuh
(der Rechte, an den Zehen abgestoßen)

Das Licht des Tages berührt gerade erst die Baumwipfel, als das Feuer ausgeht. Ich sitze an einen Heuballen gelehnt, auf dem jemand schläft, den ich nicht kenne.

Ich drehe den Kopf, um nach Rose zu sehen; ich war mir sicher, sie säße mit weit ausgestreckten Beinen auf dem Boden neben mir. Das Gras ist jetzt eher Matsch, zertrampelt von vielen Schuh- und Fußpaaren. Meine eigenen Füße – nackt, die Nägel schillernd metallic-grün lackiert, was in der morgendlichen Dunkelheit nicht zu erkennen ist – sind schmutzig. Und der Rest von mir auch.

Rose ist nicht da. Ich rufe sie, aber niemand antwortet. Nicht, dass ich davon ausgehe, sie wäre dazu in der Lage; irgendwann in der Nacht hat sie vom Überschreien der Musik, vom Mitsingen der echt schlechten Songs und von dem ganzen Geheule die Stimme verloren.

Als wir uns am Abend zuvor zum Ausgehen fertig machten,

sagte Rose zu mir: »Unser Plan für den Abend ist, uns total zu betrinken und dann zu heulen.« Sie überzog ihre Wimpern mit einer zweiten Schicht Mascara, was mir ziemlich unklug vorkam angesichts des besagten Plans.

»Können wir das mit dem Heulen vielleicht nicht zur festen Bedingung machen?«, fragte ich. »Mein Eyeliner ist gerade echt gut.« Es hatte mich zwanzig Minuten gekostet, sechs Wattepads und fünf Abschminktücher, um ihn gerade hinzubekommen.

»Auf keinen Fall.«

Ich warf einen verstohlenen Blick auf das Spiegelbild meiner besten Freundin. Sie blinzelte, um die Wimperntusche zu trocknen. Das verlieh ihr ein trügerisch unschuldiges Aussehen.

»Ich weiß nicht, warum du da überhaupt hingehen willst«, sagte ich.

Mit *da* meinte ich das Sommerfest der Stadt. Es findet jedes Jahr im Mai statt. Bis Mitternacht ist es voller überdrehter Kinder, die auf der Hüpfburg immer kurz davor sind, sich zu übergeben, weil sie bis obenhin mit schlecht gegrillten Burgern vollgestopft sind. Ihre Eltern wippen gehemmt zu jahrzehntealter Popmusik, die aus gemieteten Lautsprechern dudelt, während die Teenager – unsere Klassenkameraden – sich auf die nahen Felder schleichen, um zu trinken.

»Ich habe dir doch gesagt, warum ich hinwill«, sagte Rose. »Ich habe vor, mich total zu betrinken.«

»Und dann zu heulen«, ergänzte ich.

»Und dann zu heulen.«

»Na ja, du weißt ja, wie es so schön heißt«, sagte ich zu ihrem Hinterkopf. »Pass auf, was du dir wünschst.«

Wir wollten auf dem Feld schlafen, was wir in dem Moment für eine gute Idee hielten. Jetzt wird es trotz der langsam aufgehenden Sonne ziemlich kalt, und ich weiß nicht, ob das heißt, dass ein Sturm aufzieht, oder nur, dass ich mich viel zu lange nicht bewegt habe. Langsam habe ich kein Gefühl mehr in der rechten Schulter, mit der ich an dem stacheligen Heuballen lehne.

Als ich nach unten auf meinen nackten und schmutzigen Arm schaue, sehe ich die Worte: *Du musst dich verlieren oder du wirst nie gefunden*. Sie sind unscharf, weil meine Augen unscharf sind; ich muss fünfmal blinzeln, damit ich sie erkennen kann. Sie ziehen sich von der Schulter zum Handgelenk und sehen nach meiner eigenen zittrigen Handschrift aus, auch wenn ich mich nicht erinnere, sie geschrieben zu haben. Als ich mir den Finger anlecke und an einem *N* reibe, verschmiert es nicht.

So ziemlich seit wir Freundinnen sind, haben Rose und ich uns gegenseitig auf die Arme geschrieben, was wir unsere Devisen nennen. Als wir jünger waren, waren es Sachen wie *Du bist schön* oder *Carpe diem*. Heute sind es Insiderwitze oder besonders prägnante Zitate. Letztes Jahr mussten wir eine Woche nachsitzen, weil wir beide in Großbuchstaben TU KEINEM WEH, ABER LASS DIR NICHT JEDEN SCHEISS GEFALLEN auf den Armen trugen. Das hier muss ich während des Fests geschrieben haben, auch wenn ich keine Ahnung habe, wann oder warum.

Mein Kopf fühlt sich benebelt an. Mit einer Grimasse und einem Seufzen wuchte ich mich aus den letzten Resten der Trunkenheit und stehe schwankend auf.

Ich ziehe Bilanz: Mir fehlen ein Schuh (der andere liegt halb im Schlamm vergraben neben mir) und meine Jacke. Mein Kleid ist voller Grasflecken und riecht eindeutig nach Wodka.

Ich spüre den Beginn gewaltiger Kopfschmerzen anrollen und scheine meine beste Freundin verloren zu haben.

»Rose!«, rufe ich. »Rose?«

Der Junge auf dem Heuballen zuckt im Schlaf.

»Hey«, sage ich laut zu ihm. Als er nicht aufwacht, stoße ich ihn an der Schulter an. »Hey!«

Der Junge öffnet ein Auge und knurrt. Er hat schmutzig blondes Haar, ein stoppliges Kinn und ein Augenbrauenpiercing. Ich erinnere mich vage, letzte Nacht mit ihm getanzt zu haben. Er blinzelt mich an.

»Olivia?«, fragt er zögernd.

»Olive.« Ich habe absolut keine Ahnung, wie er heißt. »Hast du meine Freundin gesehen?«

»Roisín?«, fragt er im Ton von jemandem, der sich nicht sicher ist, ob er das Richtige sagt.

»Rose.«

»Olive«, sagt er und setzt sich langsam auf. »Rose.«

»Ja«, sage ich ungeduldig. Er ist eindeutig immer noch sehr betrunken. »Ja, Rose, hast du sie gesehen?«

»Sie hat geheult, oder?«

Ich hebe meinen Schuh auf und ziehe ihn mir über den Fuß, weil ich mir denke, ein Schuh ist immer noch besser als keiner. »Ich weiß. Das war unser Plan für den Abend. Hast du gesehen, wo sie hingegangen ist?«

»Euer Plan?«

Ich suche das Feld nach einer Spur von ihr ab. Nicht weit entfernt liegt eine blaue Jeansjacke zerknüllt auf dem Boden. Ich hebe sie auf, weil mir langsam sehr kalt wird.

Blassblaues Licht ergießt sich über die Bäume und aufs Feld. Mein Telefon ist tot, deshalb weiß ich nicht, wie spät es ist, aber wahrscheinlich ist es kurz vor sechs Uhr morgens.

Ich mache mich auf den Weg in Richtung Straße. Der Junge auf dem Heuballen ruft mir nach: »Krieg ich noch ’n Kuss, bevor du gehst?«

Ich schaue zu ihm zurück und verziehe das Gesicht. *Noch* einen Kuss? »Ganz bestimmt nicht.«

»Sehn wir uns?«

Ich schüttle den Kopf und gehe schnell weiter. Die meisten meiner Erinnerungen an letzte Nacht scheinen mit Rose verschwunden zu sein.

Ich gehe eine Runde auf dem Feld und gehe die schlafenden Gesichter durch (und versuche, nicht zu denen hinzusehen, die eindeutig nicht schlafen). Es dauert nicht lange; sie ist nicht hier. Ich werfe einen Blick nach hinten und sehe, dass der Junge auf dem Heuballen verschwunden ist, wahrscheinlich in den Matsch geplumpst. Ich bin die Einzige, die steht.

Ich drehe mich im Kreis, betrachte die Steinmauer und das Gestrüpp rund um das Feld, den Zaun an der leeren Straße auf der anderen Seite, die kleine Baumreihe, die dieses Feld vom nächsten trennt.

Da steht jemand, beinahe versteckt zwischen zwei schütteren Kiefern, und starrt mich an.

Es ist ein Junge. Er trägt eine Schiebermütze und einen alten, löchrigen Pulli, der grün sein könnte oder schwarz – das ist im Schatten schwer zu erkennen. Er hat viele braune Locken unter dieser fürchterlichen Mütze und trägt eine dicke Brille mit schwarzem Rahmen. Er hat hundert Sommersprossen auf der Haut und eine Gitarre quer über den Rücken gehängt. Er sieht aus wie eine Mischung aus Bauer und minderjährigem viktorianischem Schornsteinfeger. Er ist eindeutig schön.

Bevor ich Zeit habe, den Blick abzuwenden, dreht er sich um und geht weg und ich verliere ihn zwischen den Bäumen aus den Augen.

Ich schaue an mir herab, auf mein schmutziges Kleid und die geborgte Jeansjacke, auf meinen einen nackten Fuß und meine grasfleckigen Beine. Ich könnte Cinderella sein, wenn Cinderella eine kleine, moppelige, verkaterte Siebzehnjährige mit verschmiertem Make-up und wirren Haaren wäre. Ich bin zwar sehr froh, dass ich keinen toten Vater und keine böse Stiefmutter habe, aber ich weiß noch nicht so genau, wie ich meinen Eltern meinen Zustand erklären soll, wenn ich nach Hause komme. Ich versuche vergeblich, die Falten aus meinem Kleid zu streichen, und greife mir in das Vogelnest auf meinem Kopf, um die Haare mit der silbernen Sternenhaarspange zu bändigen, mit der ich sie gestern hochgesteckt habe. Aber entweder haben meine wirren Haare sie gefressen oder ich habe sie irgendwann heute Nacht verloren.

Mein Fahrrad steht noch dort, wo ich es abgestellt habe, angekettet an den Zaun am Straßenrand, aber ich brauche mehrere Versuche, es aufzuschließen, weil meine Hände nicht richtig arbeiten wollen und sich mein Gehirn immer mehr so anfühlt, als wollte es sich nach außen stülpen. Als ich aufsteige, klebt mein nackter Fuß unangenehm am Pedal.

Auf der Straße in die Stadt komme ich an insgesamt drei Autos und einem Traktor vorbei. Die Wolken über mir werden sehr grau, fast als hätte die Morgendämmerung es sich anders überlegt und wollte doch wieder zur Nacht werden. Der Wind weht mir das Kleid hoch, aber hier ist keiner, der es sehen könnte, also lasse ich beide Hände am Lenker und versuche, schön geradeaus zu fahren. Unter dem Ärmel meiner

geborgten Jeansjacke sehe ich noch das Ende des Satzes auf meinem Arm: *du wirst nie gefunden*.

Wie ein Blitz ist es wieder da: Rose gestern Abend in meinem Zimmer, wie sie in meinem Kosmetikspiegel ihr Spiegelbild betrachtet, während sie großzügig billigen Wodka in eine Flasche Cola Light schüttet.

Sie sagte: »Du musst dich verlieren oder du wirst nie gefunden.«

Wir hatten schon einiges von dem Wodka getrunken, und sie klang ein bisschen undeutlich.

»Bei diesem Tempo«, sagte ich zu ihr, »wird das Einzige, was wir heute Nacht verlieren, unser Mageninhalt sein.«

Meine Vorhersage war korrekt: Noch ein Erinnerungsblitz zeigt mich über einen Heuballen gebeugt, wie ich eine unselige Mischung aus Wodka mit leichtem Cola-Geschmack und den gegrillten Würstchen herauswürge, die wir alle am Spieß gegessen und dabei mit dem phallischen Fleisch wie ungezogene Kinder für Fotos posiert haben. Beim Gedanken daran dreht sich mir der Magen um, und ich muss am Straßenrand anhalten, um noch mal zu kotzen.

Du musst dich verlieren oder du wirst nie gefunden.

Ich klammere mich an die niedrige Steinmauer am Straßenrand wie an ein Rettungsboot und seufze. Ohne Vorwarnung fängt es zu regnen an. Dicke Tropfen fallen auf meine wirren Haare, lassen meine Jacke dunkel werden, klatschen auf die Straße wie Zeichentricktränen. Ich seufze noch einmal und zerre mein Rad aus dem Graben.

Im Platzregen und mit hämmernden Kopfschmerzen fahre ich nach Hause. Vielleicht liegt es daran, dass ich zu viel getrunken habe und mich an zu wenig von letzter Nacht erinnere. Vielleicht liegt es daran, dass Rose ohne mich gegangen

ist. Vielleicht liegt es daran, was der blonde Junge über noch einen Kuss gesagt hat. Vielleicht liegt es an dem schönen Jungen, den ich am Feldrand gesehen habe, der aussah, als hätte er etwas verloren. Aber ich fühle mich, als hätte ich selbst etwas verloren, und ich habe keine Ahnung, was es ist.

Laurel

Sonntag, 7. Mai

Gefunden: altes, ledergebundenes Notizbuch, dünn und abgegriffen, zusammengehalten durch ein schwarzes Gummiband; herausgerissene Seiten aus drei verlorenen Tagebüchern

Wir gingen zu dem Fest, weil unsere Tagebücher verschwunden waren.

Hollys verschwand als Erstes. Dann das von Ash. Ich dachte erst daran, meines zu suchen, als am Montagmorgen fünf herausgerissene Seiten aus Hollys Tagebuch in Trina McEowns Händen auftauchten. Und wenn es einen Ort gibt, wo man sein Tagebuch nicht finden will, dann ist es in Trina McEowns Händen.

Man möchte meinen, in unserem Alter wären wir zu alt für Tratsch und Gekicher. Aber Trina stellte sich auf einen Tisch in der Mitte des Klassenzimmers, während wir nach dem Matheunterricht zusammenpackten, und las der Klasse Auszüge daraus vor. Sie hörte erst auf, als Ash mit fliegenden roten Locken zu ihr auf den Tisch sprang und ihr die Nase blutig schlug.

Holly und ich versuchten zu erklären, dass eine blutige

Nase gar nichts ist im Vergleich dazu, dass alle deine Geheimnisse einfach in den Raum bluten wie eine geplatzte Arterie, gesprochen mit einer anderen Stimme, aber Mr Murphy hasst sowohl Metaphern als auch Gefühle, deshalb wurde Ash vom Unterricht suspendiert und Trina wurden die Hausaufgaben des Tages erlassen.

Da fing es an.

Wir saßen in Hollys Zimmer, und ich streichelte ihr das Haar, während sie weinte, und Ash untersuchte ihre abgeschürften Fingerknöchel. Sie trägt sie jetzt stolz wie ein Abzeichen.

»Ich verstehe nicht, warum du dir das so zu Herzen nimmst, Holly«, sagte Ash. »*Mir* an deiner Stelle wäre es egal.«

Ich streichelte ihr immer weiter das Haar, lang und blond, blond und lang und sanft unter meinen Fingern wie mein geflüstertes *Schsch*. Ich wollte sagen: »Ist schon gut«, aber das war es nicht, wirklich nicht. Man sagt einem Tagebuch Dinge, die niemand anderes wissen soll. Nicht deine besten Freundinnen. Nicht deine Lieblingsschwester. Nicht ein Klassenzimmer voller starrender Augen und anzüglich grinsender Münder.

»Die tun so, als würden sie selbst nie so was denken«, sagte Ash voller Verachtung. »Als hätten sie nie Sexträume. Als hätten sie keine Körper, die sich aufblähen und bluten. Als würden sie die Welt um sich herum oder ihren eigenen Verstand nie infrage stellen.«

Holly weinte so sehr, dass ihre Steppdecke durchweichte, Salzwasser in jeder Naht.

»Ich wette, die Hälfte von den Mädchen aus unserer Klasse masturbiert. Und alle Jungs.« Ash schnaubte. »Die sind nur ein Haufen verklemmter Heuchler.«

Holly schluchzte in ihre Hände, und Flüsse rannen zwischen ihren Händen hervor. Tränen tropften vom Bett auf den Boden. *Platsch, platsch, platsch* in den Teppich.

»Alle Eltern streiten. Jeder lügt. Niemand weiß, was er mit diesem Scheißleben anfangen soll.« Ash ballte die Fäuste.

Ich flüsterte: »Schsch, schsch.« Der Teppich war durchnässt von Hollys Tränen. Die Kraft ihres Weinens hob das Bett an und ließ es dümpeln. Das Zimmer wurde zu einem kleinen See. Ordner voller Schulmitschriften, Stifte und Haarspangen, Bücher und Taschentücher und Teddys aus der Kindheit schwammen darin. Ich hielt ihr die Haare, damit sie nicht hineinfielen. Blond und lang, lang und blond und besetzt mit Perlen aus salzigen Tränen.

»Ich würde sie noch mal schlagen, wenn ich könnte«, sagte Ash. »Das mache ich auch. Nächstes Mal, wenn ich ihr widerliches Gesicht sehe. Nächstes Mal breche ich der blöden Kuh die Nase.«

»Schsch«, sagte ich zu Holly. »Gar nichts wirst du tun«, sagte ich zu Ash. »Wenn du von der Schule fliegst, sind wir nur noch zu zweit gegen alle anderen.« Gemeinsam sind wir ein dreiköpfiger Hund, der sich einer Armee von Hunderten von starrenden Augen und anzüglich grinsenden Mündern stellt. Ohne Ash haben wir keine Reißzähne mehr. »Es ist auch so schon schwer genug in der Schule.«

Ash besaß den Anstand, betreten dreinzuschauen. Sie lehnte sich auf Hollys Bett auf die Ellbogen zurück und sagte: »Dann müsst ihr mich auf dem Fest am Samstag zurückhalten, denn wer weiß, was ich erst tue, wenn ich ein paar Bier intus habe.«

»Ich will nicht zu dem Fest, Laurel«, flüsterte mir Holly zu. »Ich will nirgendwohin, wo die sind.«

»Die sind überall, fürchte ich«, sage ich sanft, flocht ihr die

Haare, wob dabei die Tränen in die Zöpfe wie Perlen. »An einem Ort wie hier kann man sich nicht verstecken.«

»Also verstecken wir uns nicht«, verkündete Ash laut und stand auf dem Bett auf, ihre Schulschuhe wetzten über die Tagesdecke. Sie stampfte auf und sagte: »Wir verstecken uns nicht, verdammt noch mal! Egal! Wir gehen zum Fest wie alle anderen, Cinderella; wir werden die Schönsten auf dem ganzen beschissenen Ball sein.«

Das Sommerfest der Stadt kann man wohl kaum als Ball bezeichnen. Es ist eher peinlich. Aber es gibt immer ziemlich wenig Aufpasser und oft unbeaufsichtigte Kühlboxen voller Bier. Die Erwachsenen schauen entweder weg oder bemerken es erst gar nicht.

Hollys Tränen versiegten bis auf ein Rinnsal.

»Denk drüber nach«, sagte ich. Holly hatte bis Samstag Zeit, um sich zu entscheiden. »Wir sind ja dabei.«

Ich sagte nicht, dass ich aus einem sehr ähnlichen Grund hingehen wollte wie Ash. Ich wollte Trina nicht verprügeln, versteht mich nicht falsch. Aber ich wollte wissen, wie sie an Hollys Tagebuch gekommen war. Ich wollte wissen, was sie mit den Seiten gemacht hatte, die sie nicht herausgerissen hatte. Und wenn sie sie nicht wieder hergab, na ja, vielleicht konnte ich dann auch ein oder zwei aufgeschürfte Fingerknöchel vertragen.

In dieser Nacht nahm ich mein Zimmer auseinander. Gegen elf rief ich Ash an. »Mein Tagebuch ist auch verschwunden«, sagte ich.

Sie schwieg kurz. »Ich suche meines seit letztem Wochenende«, sagte sie.

Zu Hause stellte jede von uns ihre Eltern zur Rede, schrie

ihre Geschwister an, aber niemand gestand. Ich kann mir immer noch nicht recht vorstellen, wie Trina McEown oder eine aus ihrer Clique sich in unsere Häuser schleichen und unsere Sachen stehlen sollten, aber ich wüsste auch keine andere Erklärung. Wir wissen nur, dass unsere Tagebücher verschwunden sind und Seiten aus dem von Holly in feindlichen Händen aufgetaucht sind, dass Trina und ihre Freundinnen oder jemand anderes die fehlenden Seiten gelesen haben, ganze Wochen aus unseren Leben gerissen haben und sie irgendwo wie an die Wand gepinnte Schmetterlinge aufbewahren.

Ich will wissen, wo.

Dann fanden wir das Zauberbuch. Es war, als hätte es auf uns gewartet. Als wüsste es, dass wir es brauchen.

Ich sage, *wir* fanden es, aber eigentlich war es Holly. Wir waren am Freitag nach der Schule auf dem Weg zum See. Ash, immer noch vom Unterricht ausgeschlossen, stieß am Stadtrand dazu, und wir gingen an ihrem Haus vorbei dorthin, wo der Wald dicht und dunkel wird. Es war warm – sogar heiß –, aber die Luft roch ein bisschen nach Regen. An einer Straßenseite standen zerzauste Bäume, verfallene Mauern mit Lücken zwischen den Steinen wie ausgefallene Zähne, grüne Wiesen wurden gelb unter dieser untypischen Hitze.

Wir schwangen unsere Pullis wie Springseile, hielten die Enden der Ärmel fest und sprangen über die Mitte, sangen dabei blödsinnige Kinderlieder. Ash rollte ihr T-Shirt zu einem Bikini-Top hoch, und Holly und ich taten es ihr sofort nach, knöpften unsere Schulblusen unten auf und verknoteten die Zipfel unter den Brüsten. Unsere Bäuche waren weiß wie die von Fischen, blendend im Sonnenlicht, das sie seit dem letzten Sommer nicht gesehen hatten. Wir stellten uns vor, was die Lehrer sagen würden, wenn sie uns jetzt sähen, mit nackten

Bäuchen und seilspringend mit unseren hässlichen Schulpullis, die Kniestrümpfe abgestreift und in unsere Schultaschen gestopft.

Holly war an diesem Nachmittag wieder fröhlicher. Mit Ash an unserer Seite waren wir wieder ein dreiköpfiger Hund. Wir gingen so dicht beieinander, dass unsere Haare anfingen, sich ineinander zu verwirren. Braun, blond und rot.

Holly wollte auf Bäume klettern. Sie hat schon immer ein bisschen jünger gewirkt als ich und Ash, auch wenn wir alle gleich alt sind. Vielleicht hat sie das Seilspringen an ihre Kindheit erinnert. Oder vielleicht wollte sie wieder zum Kind werden, laut ausgesprochene Worte über Regelschmerzen und streitende Eltern bannen, und darüber, wie sie den Strahl aus dem Duschkopf so ausrichtet, dass er genau zwischen ihre Beine trifft.

An der riesigen Eiche an der Weggabelung blieben wir stehen. Wir stopften die Schulröcke in die Unterhose und kletterten von Ast zu Ast, zerkratzten uns Arme und Beine und holten uns Harzflecken an den Bäuchen. Ash ist wohl die Mutigste von uns, aber Holly kletterte am höchsten. Dort fand sie das Zauberbuch: Es steckte zwischen zwei Ästen, als hätte ein Vogel es dort zurückgelassen.

»Laurel! Ash!«, rief sie und ließ es zu uns herunterfallen: ein kleines, schmales Notizbuch mit rotem Ledereinband, zusammengehalten durch ein Gummiband. Holly kam herunter und wir setzten uns unter den Baum, um es zu lesen. Auf der ersten Seite stand nur ZAUBERBUCH VOM VERLIEREN UND WIEDERFINDEN, wie ein Titel.

Bei so einem Titel muss man einfach weiterlesen.

Wir erkannten die Handschrift nicht, aber Holly war der Meinung, sie käme ihr irgendwie bekannt vor. Auf jeder zwei-

ten Seite standen Gebete an den Heiligen Antonius, Vorschläge für Opfergaben an die Göttin Mnemosyne, eine Karte des Flusses Lethe: Funde und Vergessenes. Auf den leeren Seiten dazwischen waren Dinge eingeklebt, die das Zauberbuch fast aus den Nähten platzen ließen. Gebetsbilder und Bonbonpapierchen mit seltsamen Symbolen. Ausländische Münzen. Gepresste Blätter und Rindenstreifen mit geraden Schnitten darauf wie auf Oghamsteinen. Oder wie Narben.

Der Zauberspruch stand auf der allerersten Seite: eine Beschwörung, um Verlorenes wiederzufinden.

Wir wollten unsere Tagebücher finden. Also schlug Holly vor, es zu versuchen.

Der erste Teil war wie ein Rezept: Moos und Äste sammeln, Olivenöl aus unseren Schränken schmuggeln, Heiligenmedaillen aus dem Portemonnaie unserer Oma klauen, die Weihnachtskisten auf dem Speicher nach Silberschnüren durchwühlen. Es war albern und abgefahren und wir kamen uns vor wie kleine Kinder beim Matschkuchenbacken. Keine von uns nahm es ernst, nicht einmal Holly.

Samstag hatten wir alle Zutaten bis auf die Wasser der Lethe zusammen.

Ash war enttäuscht. »Was soll das überhaupt heißen?«

»Das haben wir in Altphilologie gelernt«, erklärte ihr Holly. »Weißt du nicht mehr? Die Lethe ist einer der fünf Flüsse der griechischen Unterwelt.«

»Also finden wir wohl eher kein Wasser davon in Balmallen im County Mayo«, sagte ich.

Doch dann fanden wir etwas von Mags' schwarzgebranntem Whiskey, einen Kanister, der aus Versehen an der Hintertür von Maguires Pub stehen geblieben war (auch wenn Ash, die das gerade über meine Schulter liest, gern hinzufügen

möchte, dass Mags selten etwas aus Versehen tut; Ash sieht überall Verschwörungen).

»Den können wir auch benutzen«, hauchte Holly und zeigte uns den Zauberspruch noch einmal. »Seht ihr? Hier steht, man kann als Ersatz auch *Poteen* nehmen. Er muss handdestilliert sein – und das ist Mags' Zeug ja –, und *wenn* jemand seinen Schwarzgebrannten mit alter Magie versetzt, dann Mags.«

Also nahmen wir etwas von Mags' Whiskey zum Sommerfest mit. Wir schlichen uns von den Leuten weg in den Wald. Dort schnitten wir uns in die Finger und tranken den brennenden Alkohol und schrieben unsere Verluste auf Äste.

Und dann fing es an, merkwürdig zu werden.

Moos wurde zu Fell wurde zu toten Tieren auf dem Waldboden. Die Bäume wurden die Lücken zwischen den Bäumen. Wir drei hielten uns an den Händen und gaben Laute von uns, die keine Worte waren, sondern eine Anrufung, sagte Holly später. Eine Anrufung, um Verlorenes wiederzufinden.

Am nächsten Morgen kamen wir unter der Rieseneiche an der Weggabelung wieder zu uns, jede von uns mit zerschrammten Knien und blutiger Nase, alle mit Silberschnur aneinandergebunden.

Und überall um uns herum lagen unsere fehlenden Tagebuchseiten, bedeckten den Boden wie eine Schneedecke. Auf der Wiese in der Ferne brannte immer noch das Feuer.

Der Zauber der verlorenen Dinge

Du brauchst:
Ein Amulett oder einen Talisman. (Eine Medaille oder ein Heiligenbild des Heiligen Antonius oder des Heiligen Thaddäus, eine Wünschelrute, ein Kristallpendel oder ein Hühnergott in Form eines Pfeils funktionieren am besten.)

Eine Glasflasche mit den Wassern der Lethe, des unterirdischen Flusses des Hades, der den Trinker vergessen lässt. (Selbst gebrannter Whiskey ist ein brauchbarer Ersatz. Muss handdestilliert in einem Krug sein und mit alter Magie versetzt.)

Ein Stück Silberschnur.
Rote Tinte.
Olivenöl.
Eine Handvoll Vogelbeeren.
Ein Haselnusszweig.
Eine Efeuranke.
So viele Rosendornen, wie du Verluste hast.
Unter einer Eiche gesammeltes Moos.
Menschenblut.

Die verlorenen Dinge zurückrufen:
Sammle frisches Moos unter einer Eiche.
Tränke es mit Olivenöl und zerdrückten Vogelbeeren.
Reibe es mit Menschenblut ein.

Brich einen Haselzweig in zwei Teile und bilde daraus ein gleichseitiges Kreuz.
Binde das Blutmoos mit einer Efeuranke in die Kreuzmitte.

Binde ein Stück Silberschnur fest darum.
Befestige das Kreuz am Ast eines Baumes.

Schreibe mit roter Tinte um das Kreuz an die Äste, was du verloren hast.
Befestige jedes Wort mit einem Rosendorn.
Schlinge die Schnur um jeden Dorn.

Am anderen Ende der Schnur befestigst du den Talisman.
Weder das Kreuz noch der Talisman dürfen den Boden berühren.

Warte auf ein Zeichen.
Wenn die Lichter ausgehen, weißt du, dass das, was du verloren hast, dir zuhört.
Wenn du Hunde bellen hörst, weißt du, was du verloren hast, hat deinen Ruf gehört.
Wenn du das Heulen hörst, weißt du, dass das, was du verloren hast, geantwortet hat.

Überleg dir deinen Handel gut:
Jeder verlorene Gegenstand erfordert ein Opfer –
für jeden Fund geht etwas anderes verloren.

Was willst du loslassen?
Was kannst du dir nicht leisten zu verlieren?
Denk sorgfältig nach, bevor du die Anrufung sprichst:
Es könnte sein, dass die Wahl nicht bei dir liegt.

Pass auf, was du dir wünschst:
Nicht alles Verlorene soll gefunden werden.

Olive

Sonntag, 7. Mai

Verloren: Vertrauen der Eltern (nicht zum ersten Mal)

Meine Eltern sind Frühaufsteher. Jeden Morgen schleicht sich der Duft nach frischem Kaffee in meine Träume, bevor die Stimme meines Dads durchs Haus schallt. Er reißt die Türen zu unseren Zimmern auf, stellt sich auf den Treppenabsatz und rezitiert sein Lieblingsgedicht der Woche.

Als ich grasfleckig und verkatert durch die Küchentür komme, ist er bei der dritten Strophe von »Das gestohlene Kind« von W. B. Yeats. Meine Mum sitzt am Tisch und liest die Zeitung. Als ich hereinkomme, zieht sie die Augenbrauen hoch. Die Uhr über der Küchentür sagt mir, dass es zehn nach sieben ist. Ich hatte tatsächlich zu hoffen gewagt, sie würden an diesem Morgen ausschlafen.

»Wo die wilden Bäche schießen / Aus Hängen oberhalb Glen-Car / Und Teiche Schilf umfließen, / Wo Sternenlicht nie war, / Erspähn wir die Forelle / Und flüstern in ihr Ohr / Den ruhelosen Traum«, intoniert Dad.

»Ich fand das schon immer ziemlich deprimierend«, kommentiere ich.

Mum nippt an ihrem Kaffee. »Sind sie das nicht alle?«

Ich ziehe die geliehene Jacke enger um mich, um den Zustand meines Kleides zu verbergen. Dabei hoffe ich, ich rieche nach dem Erdbeerkaugummi, den ich in einer der Jackentaschen gefunden habe, aber in Wahrheit stinke ich wahrscheinlich einfach nach Wodka.

»Also, auf einer Skala von eins bis damals, als Rose nach einer Party in euer Auto gekotzt hat – wie viel Ärger bekomme ich?«

Mum blättert die Zeitung um. »Wir nähern uns rapide dem Rose-Kotz-Territorium«, teilt sie mir mit.

»Alles klar.«

Dad taucht aus dem Flur auf. Seine Stimme wird unheilvoller, je näher er kommt. »*Komm hinfort, o Menschenkind / Auf zu Wassern, Wildnis, Wind / Mit einer Fee an deiner Hand, / Denn auf der Welt gibt es mehr Tränen, als je ein Kind verstand*. Aha. Wie ich sehe, bist du heil wieder nach Hause gekommen, wenn auch relativ verwahrlost«, sagt er. »Und mit verwahrlost meine ich müde, dreckig, betrunken und unter Hausarrest.«

Ich gebe meine Maskerade auf und lasse mich auf einen Stuhl fallen. »Nicht betrunken«, murmle ich. »Verkatert.«

»Ach, na, in dem Fall vergiss, dass ich irgendetwas gesagt habe, und einen schönen Tag noch.«

Ich lasse den Kopf zwischen den verschränkten Armen auf den Küchentisch sinken. Irgendwann auf dem Fest habe ich mein Hörgerät ausgeschaltet, denn die Lautsprecher haben ein blechernes Dauerkreischen in meinem tauben Ohr erzeugt. Mit meinem guten Ohr auf dem Tisch und Stille im anderen wird jedes Geräusch eigenartig verstärkt: Dads schwere Schritte in Richtung Herd, das Getrampel meiner Geschwister

auf der Treppe, Mums Kaffeetasse, die leise gegen ihren Teller klirrt, als sie sie an die Lippen hebt, das Scharren meines eigenen Atems zwischen meinen Zähnen.

Dann rumst etwas vor mir auf den Tisch. »Das wird helfen«, höre ich die laute Stimme meines Dads. Ich hebe den Kopf und sehe eine Riesentasse schwarzen Kaffee. »Schwarz wie meine Seele, wenn ich dir Hausarrest erteile«, sagt Dad. Er kichert vor sich hin.

Als ich den ersten vorsichtigen Schluck nehme, platzt meine Schwester Emily herein. Sie starrt mich an.

»Wow«, sagt sie. »Du siehst scheiße aus.«

»Emily!«, weist Mum sie scharf zurecht.

»Sorry, Mum. Olive, du siehst wie Fäkalien aus.«

Dad versteckt sein Lachen hinter seinem Bart. Mums Mundwinkel zucken. »Etwas besser«, sagt sie. Dann richtet sie den Blick auf mich, und irgendetwas an den Linien um ihre Augen sagt mir, ich könnte sogar noch mehr Ärger kriegen, als ich dachte.

Mein Bruder Max erscheint verschlafen in der Tür, während ich gerade mein Handy an das Gewirr von Ladekabeln auf der Arbeitsplatte neben dem Kühlschrank anschließe. Er hat Kissenfalten auf der Wange und schleppt Bunny, seinen abgeliebten Teddy, am Ohr hinter sich her.

»Krieg ich einen Keks?«, fragt er Mum. Er ist fünf. Er will immer einen Keks. Cornflakes (ein Hund) streckt neben ihm die Zunge heraus. Er will auch einen Keks. Gibt es einen großen Unterschied zwischen einem Hund und einem fünfjährigen Jungen?

»Du kannst keine Kekse zum Frühstück essen«, sagt Emily, die langsam von dem Küchenschrank zurückweicht, den sie gerade öffnen wollte, offensichtlich selbst auch auf der Suche

nach Keksen. Emily ist dreizehn, dünn wie eine Schlange und doppelt so hinterlistig. Die Hälfte ihrer DNA hat sie vermutlich von irgendeinem Reptil.

Fruit Loops (ein Hund) himmelt sie an. Weetabix (auch ein Hund) schnüffelt unter dem Tisch nach Krümeln herum. Die Katze Bacon kratzt an der Hintertür.

Als mein Akku wieder auf fünf Prozent ist, rufe ich Rose an. Sie geht nicht ran. Ich nehme an, es muss eine Gleichung geben, mit der ich die Wahrscheinlichkeit von Roses Kater in Relation zu meinem hoch n ausrechnen könnte, wenn ich davon ausgehe, dass sie gestern Nacht sehr viel betrunkener wirkte als ich, aber ich glaube, solche Dinge kann man nicht messen. So oder so bin ich mir sicher, dass sie ihn irgendwo ausschläft. Ich musste nicht zum ersten Mal allein nach Hause radeln. Trotzdem würde es mir viel besser gehen, wenn sie ranginge. Ich hinterlasse keine Nachricht, weil Rose sie sowieso nie abhört. Stattdessen schreibe ich ihr, sie soll mich anrufen.

Ich will gerade aufstehen und meinen Kaffee in mein Zimmer mitnehmen, als Mum mich anschaut.

»Hast du einen Jungen kennengelernt?«, fragt sie mich plötzlich und blättert dabei mit gespielter Lässigkeit ihre Zeitung um. Emily spürt, dass ich gleich einen Rüffel bekomme, und macht lange Ohren.

»Irgendwann in meinem Leben?«, frage ich zurück. Ein Bild des lockigen, sommersprossigen Jungen, den ich am Morgen zwischen den Bäumen gesehen habe, blitzt in meinem Kopf auf. Alte Schiebermütze und die Gitarre auf dem Rücken. Er war sicher jemandes Cousin oder ein Freund aus einer anderen Stadt. Ich habe ihn nicht erkannt, und er war viel zu schön, um von hier zu sein.

»Gestern Nacht«, stellt sie klar.

»Wie nicht anders zu erwarten waren die städtischen Sommerfestivitäten ein gemischtgeschlechtliches Ereignis«, sage ich zur Decke. »Wie du dich erinnern wirst. Es waren sogar einige Jungen da.«

Emily prustet.

»Ich bin auch ein Junge«, meldet sich Max von der anderen Tischseite zu Wort.

»Du bist ein Alien«, gibt Emily zurück.

»Wenn ich ein Alien bin, musst du auch ein Alien sein«, sagt Max. »So ist das bei Geschwistern.«

»Also hast du keinen Jungen kennengelernt?« Dass Mum ihre Erkundigung wiederholt, straft ihre Möchtegern-Lässigkeit Lügen.

»Warum?«, fragt Emily.

»Das geht dich nichts an«, fauche ich. »Würdet ihr mich bitte entschuldigen?« Ich nehme meine Kaffeetasse und stelle mich auf leicht wacklige Beine.

»Du wirst eine Woche lang Haus und Garten nicht verlassen, außer für die Schule«, erinnert mich Dad. Ich nicke und wende mich zum Gehen.

»Er bringt nur Ärger«, sagt Mum. Sie sagt es sehr leise, fast geflüstert, aber ich höre sie trotz des Lärms meiner Familie und der Hunde. Außer mir scheint sie niemand zu hören. »Er hat viel verloren, und dir wird es genauso gehen.« Ihr Blick ist in weite Ferne gerichtet. Ihre Augen sind nicht ihre Augen. Sie sieht mich an, und es ist, als würde jemand anderes durch sie schauen. »Halte dich von ihm fern«, sagt sie, »sonst verlierst du alles.«

Dann dreht sie sich um und macht Frühstück, als wäre nichts passiert, als hätte sie gar nicht mit mir gesprochen. Die Zeitung flattert auf den Boden.

Hazel

Sonntag, 7. Mai

Verloren: Jacke (Jeans, der dritte Knopf fehlt),
Scherben einer zerbrochenen Teetasse

Mags kommt um zwölf ins Pub. Wir öffnen um halb eins. Ich habe schon alles vorbereitet: die Hocker von den Tischen geholt, den Tresen abgewischt, die Gläser poliert, die Klappe aufgeschlossen, damit Cian und die Jungs die Fässer für die Woche in den Keller rollen können.

Die Fenster sind einen Spalt geöffnet, ich kann noch den Lagerfeuerrauch vom Sommerfest gestern Nacht riechen. Jetzt ist er fast verweht, nur noch dieser vage Geruch nach Asche liegt in der Luft. Man fragt sich, was sie verbrannt haben.

Ich bin gegangen, als die Flammen hochschlugen und irgendein Junge, der selbst völlig dicht war, mir ein winziges Quadrat aus Papier auf die Zunge legte und versuchte, seine hinterherzuschieben.

»Ich küsse keine Jungs«, habe ich zu ihm gesagt und bin allein nach Hause gegangen.

Es war eine lange Nacht aus Träumen und Visionen, aber der Morgen war heute klarer, blechern und durstig.

Ivy und Rowan waren immer noch nicht zu Hause, als ich zur Arbeit gegangen bin.

»Na so was«, sagt Mags, während sie das Licht einschaltet. Die Lampen erhellen den düsteren Raum kaum. »Du bist früh dran.«

Eine uralte braune Labradorhündin kommt hinter ihr hereingetrottet und lässt sich schwer auf ihren üblichen Platz vor dem Kamin plumpsen. Sie ist die letzte in Mags' langer Reihe von Hunden, die alle paar Jahre weglaufen oder überfahren werden oder eingeschläfert werden müssen. Wenn einer geht, holt sie sich einen neuen. Sie sind immer groß und immer braun und sie gibt ihnen immer denselben Namen: Lucky. Mags mag Ironie.

Ich zucke die Achseln und puste auf das Papier vor mir. Die aktuelle Lucky gähnt. Mags kommt herüber und schaut, was ich gezeichnet habe. Sie sagt, sie kann es nicht leiden, dass ich Kohle auf allen Tischen verteile, beschwert sich, dass sie aufgewirbelt wird und in ihren Lungen hängen bleibt, aber sie raucht zwei Schachteln Zigaretten am Tag, also höre ich nicht darauf.

Mags hievt einen großen Blechkanister auf die Bank neben mir. Das Zeug darin schwappt herum. »Warum zeichnest du nie Menschen?«, fragt sie, während sie mein Skizzenbuch durchblättert. Ein silberner Schuh, an den Zehen abgestoßen. Ein Flachmann aus Metall. Die Uhr auf dem Kaminsims des Pubs. Ein großer, rostiger Schlüssel. »Menschen sind interessanter als Gegenstände.«

»Sagst *du*.«

»Ja, sage ich.« Sie zieht eine Linie durch den Kohlestaub auf dem Tisch. »Du könntest mich zeichnen, die königliche Schönheit.« Ich versuche, nicht zu prusten. Mags ist ungefähr fünfhundert Jahre alt und gebaut wie ein drahthaariges Bier-

fass. Sie mag königlich sein, aber sie ist keine Schönheit. »Du könntest Cian oder Alicja zeichnen«, fährt sie fort, ohne auf meinen Blick zu achten.

Ich verwische die Kohle zu Schatten. Cian ist der Koch und Alicja serviert mit mir. Sie sind so ungefähr die einzigen Menschen, die ich in dieser Stadt kenne. Ausreißer sind nicht gesellig.

»Du könntest deinen Bruder oder Ivy zeichnen.« Ich fühle, wie ich rot werde, aber im Raum ist es dunkel genug, dass man es nicht sieht.

»Du könntest deine Eltern zeichnen«, fährt Mags fort, und ich kann nur stur den Blick auf meinen Block richten.

»Hast du jemals wieder was von ihnen gehört?«, frage ich und sammle die Kohlestifte zusammen, die ich vor ein paar Wochen im Künstlerbedarf weiter unten in der Straße geklaut habe. Ich stopfe sie in meine Leinentasche.

»Noch nicht, Schatz«, sagt Mags.

Es überrascht mich nicht, in meiner Kehle bildet sich trotzdem ein Kloß.

Sie spart sich die Mühe, mir vorzuschlagen, Granny oder Grandpa zu zeichnen. Sie weiß, die Trauer ist noch zu frisch.

»Hier«, sagt Mags rau, als ich von meinem kleinen Hocker aufstehe. »Geh das im Keller verstecken, ja?« Sie stemmt mir den riesigen Blechkanister in die Arme und dreht mich an den Schultern zur Treppe.

Mags brennt selbst Whiskey, natürlich schwarz: alten irischen *Moonshine.* Sie destilliert ihn in ihrer Garage und verkauft ihn manchmal an Eingeweihte in ihrem Pub, wenn sie sicher ist, dass die örtliche Polizei nicht hinschaut. Es geht das Gerücht, man werde blind davon, aber hinter geschlossenen Lidern sähe man die Zukunft. Es geht das Gerücht,

davon würden einem die Zähne verrotten, aber das kommt wahrscheinlich nur von dem vielen Zucker. Ich schleppe den Kanister die Treppe hinunter in den Keller und verstecke ihn hinter einem Haufen alter Fässer und Körbe.

Als ich wieder oben bin, sind die anderen auch da. Sie kommen durch die Seitentür neben der Küche, und ich höre, wie Mags Rowan sofort wieder rausschickt, um eine fehlende Bestellung ausfindig zu machen. Das ist auch gut so. Ich bin mir nicht sicher, ob ich meinen Bruder jetzt schon sehen könnte. Ich weiß nicht sicher, dass er gestern Nacht mit Ivy zusammen war, aber solange er mir nichts anderes sagt, gehe ich mal davon aus.

Ivy ist im Moment, abgesehen von Mags, unsere einzige Freundin, und Mags ist unsere Chefin, also zählt sie nicht. Ivy ist der einzige Mensch, der unsere ganze traurige Geschichte kennt. Sie ist die Einzige, die uns angerufen hat, als unsere Granny starb und unser Grandpa uns nicht mehr erkannte. Sie ist die Einzige, die sich Sorgen gemacht hat, als sie hörte, dass wir zu unseren kaputten Eltern zurückgeschickt werden sollten. Als wir von zu Hause weggelaufen sind, war sie die Einzige, der wir es gesagt haben. Also hat sie ihre Sachen gepackt und ist auch weggerannt, um mit uns zu kommen. Ihre eigene Mutter hat kaum mit der Wimper gezuckt. Ivy sagt, ihre Mum hält es für einen Initiationsritus, als wäre es völlig normal, dass ihre siebzehnjährige Tochter von zu Hause wegläuft, um sich mit zwei halbwüchsigen Alkoholikern auf einem verlassenen Grundstück zu verkriechen. Aber bei Ivy und ihrer Mum ist nichts wie bei allen anderen.

Kaum habe ich an Ivy gedacht, sehe ich sie schon. Sie muss mit Rowan gekommen sein. Sie sitzt am Fenster. Um die Augen hat sie dunkle Schatten und in den Haaren kein Gel. Sie